

# III Heimatwurzeln und Ahnenräume

## Eine Geschichte

Mitte Oktober war das Hindernis, das die Übergabe an mich unmöglich gemacht hätte, ausgeräumt.

Ich hatte etwas dazu getan, aber nicht viel. Jenseits meiner Sichtweite hatten sich Dinge so arrangiert, dass der Weg frei war.

Und so kam ich im Spätsommer zur Schlüsselübergabe nach Bayern und betrat dieses Heilige Land. Ich sah mir noch einmal jedes Detail im Haus an, fand mich damit ab, dass ich nun erst einmal wieder Geld verdienen musste, bevor ich alles so gestalten und einrichten konnte, wie es mir gefiel.

Trotz der finanziellen Knappheit, in der ich mich befand, kam es mir nicht in den Sinn, mir eine Anstellung zu suchen. Diese Art der Einordnung in ein System, in dem nichts anderes galt, als den individuellen Vorteil zu maximieren und der Schaden, der dabei anderen angetan wurde, gar keine Rolle spielte, war für mich nicht mehr möglich. Wie oft hatte ich von abhängig Beschäftigten gehört: „Ich tue nur meine Arbeit. Der Schaden, der durch das Unternehmen hinterlassen wird, liegt nicht in meiner

Verantwortung. Ich muss mein Geld verdienen und dafür tue ich, was mir gesagt wird“.

Nein, das war keine Option mehr für mich.

Wie immer musste ich einen Weg finden, der mir ermöglichte, zu überblicken, was mein Tun bewirkte. Einen Weg, mit dem ich in die Welt bringen konnte, was ich für wertvoll und hilfreich hielt, ohne irgendetwas verdrängen, drängen, umgehen oder ausnutzen zu müssen.

Glücklicherweise waren meine materiellen Ansprüche so gering, dass diese Notwendigkeit nicht allzu akut wurde.

Ich besaß gar nicht so viele Dinge und Mobiliar, dass ich das Haus hätte einrichten können. So war ich froh über die vom Verkäufer hinterlassenen Ansammlungen von „Zeug“: der gigantische Eichentisch, den ich allein nicht einen Zentimeter hätte verrücken können, die abgenutzte, aber reichliche Ausstattung der Küche, die durchgelegenen Matratzen auf handgeschnitzten Bettgestellen und all den Hausrat, den ich in den nächsten Monaten aussortieren und entsorgen würde. Die dunklen Deckenbalken, der grüne Keramikboden, Stoffe aus schwerem Leinen und edlem Samt. Sie hatten alles dagelassen, was sich in fünfzig Jahren Reichtum und Müßiggang angesammelt hatte. Ich betrachtete all die Bücher, die der Professor angesammelt hatte. Jedes Detail dieses Landstriches, seiner Pflanzen und Tiere, seiner Historie und seiner

Geologie, war in hunderten von Büchern gesammelt. Hatte er sie alle gelesen?

In einem Zimmer fand ich das gemalte Portrait des ehemaligen Hausherrn. Ich betrachtete dieses kluge, nachdenkliche Gesicht und konnte ihn spüren. Die Dörfler hatten mir erzählt, dass er ein Medizin-Professor an einer Klinik war und so gut wie jedem im Landkreis eine neue Hüfte verpasst hatte. Man erzählte mir auch, dass er viel Zeit auf dem Berg verbrachte, alleine, Fasanen züchtete, Bäume pflanzte, Schießübungen machte. Und dass er, manchmal, mit einer Zigarre im Mund und im Unterhemd auf seinem Moped in den Ort fuhr, um etwas zu erledigen. Ein wieder anderes Bild beschrieb ihn als einen einflussreichen Mann, der hohe Staatsmänner bei sich auf dem Berg empfing und mit ihnen auf die Jagd ging. Er war ein Mensch, der die Pflichten seines Standes, die gesellschaftlichen Gepflogenheiten und seine Privilegien akzeptiert hatte – doch am Rande dessen seine ganz eigene Welt hatte, die tief war, wie ein fränkischer Fichtenwald und nach Moos und Eulengewöll duftete. Die Bauern im Dorf hatten mir auch erzählt, dass der Professor aus dem Unterfränkischen eines Tages beim Großbauern auftauchte und gesagt haben soll: *„Wenn Du mir den Berg gibst, nehm' ich eine deiner Töchter“*.

Er muss - ganz ähnlich - wie ich, eine tiefe, persönliche Verbindung zu diesem Ort gehabt haben und pflanzte über die Zeit den halben Berg voll mit

Fichten und Kiefern, Eschen, Ahorn und Birken. Die Bauerstochter war froh, dem Bäuerinnendasein entronnen zu sein, teilte seine Liebe für den Berg aber nicht. So reiste sie mit ihrer Freundin – ausgestattet mit einem satten Budget – durch die Welt, während er alle freie Zeit auf dem Berg verbrachte, seiner Leidenschaft für Natur und Heimat nachging und die Stille genoss. So, wie ich jetzt.

Es war so unglaublich viel Raum. Herrlich lichter, stiller Raum.

Das Haus, das eigentlich nur ein eingeschossiger Bungalow mit Dachboden, Teilkeller und einem Artium war, erschien mir in seiner Anordnung zunächst ganz unübersichtlich und weitläufig. Es war wie ein U angeordnet, so dass sich mit dem Artium vier vollkommen unterschiedliche Bereiche ergaben, in denen ich jeden Tag etwas Neues entdeckte. Der riesige Mittelraum, in dem auch der Kachelofen stand, der das Haus heizte, hatte nach Süden und Norden hin Glaswände, so daß ich weit ins Land sehen konnte und die Bäume gefühlt ins Haus wuchsen. Nachdem ich all die Sachen entsorgt hatte, die ich nicht behalten wollte, war der Raum fast leer. Wenn ich nachts dort stand und in die Stille lauschte und dann meine Querflöte spielte, war dieser Raum wie ein Konzertsaal; nein: wie ein Tempel, der mit seinem Hall die Nacht mit dem Klang der Flöte erfüllte und alles in einen magischen Zauber tauchte.

Ich trat heraus: Und da war noch mehr weiter, reiner, stiller Raum. Wie im Traum lief ich über die semmel-goldenen Wiesen, sah auf die sanfte Hügelkette am Horizont, umrundete das Waldstück, das in die Wiese hereinragte. Mir fiel auf, dass der Rand dieses Stücks kaum Waldbäume hatte, sondern im Wesentlichen von Wildpflaumen gesäumt war, da und dort ein knorriger, uralter Apfelbaum dazwischen, reich behängt mit rot glänzenden Äpfeln. Als ich in die lange Wiese einbog, erfasste mich ein seltsames Gefühl. Etwas stimmte nicht.

Weiter vorne war die Wiese niedergefahren und es lagen große Dinge im hohen Gras. Als ich näher kam, sah ich, dass es Stämme waren. Mächtige, dicke Stämme, gute fünfzehn, zwanzig Meter lang, lagen sie dort. Zweiundvierzig an der Zahl, alles gesunde, prächtige Eschen.

Trauer erfasste mich und Verwirrung. Ich wandte mich um, und da sah ich es:

In das kleine geheimnisvolle Waldstück, das gesäumt war von Wildpflaumen, war eine breite, brutale Schneise geschlagen. Kahl schrie mich diese Wunde an, rechts und links der Schneise in der Krone gebrochene alte Apfel- und Birnbäume, tiefe Fahrspuren, die die Wiese, das Moos und den weichen Waldboden aufgerissen und gequetscht hatten. Es war ein Bild unsäglichlicher Rohheit und Verwüstung, eine klaffende Wunde im Herzend dieser Idylle.

Mit pochendem Herzen ging ich den Fahrspuren nach, tief in das zuvor vollkommen mit Schlehen verschlossene Waldstück. Aufgesplitterte Eschenstümpfe starrten mich an, dicke, noch mit Früchten behangene Äste der benachbarten Obstbäume hingen gebrochen an wenigen Fasern an ihren Stämmen. Ihr reifes Obst lag am Boden, zertrampelt, zerquetscht. Ich ging an ganzen Reihen von Baumstümpfen, großen, klaffenden Wunden vorbei. Es waren allesamt Eschen, die Schutz- und Weltenbäume der Kelten, die auch die Auffahrt zu Aditi säumten. Gefällt, geköpft, in einem rasenden Toben ungezügelter Zerstörung. Die Erde war aufgerissen und mit tiefen, breiten Fahrspuren durchsetzt. Eine Schneise mitten in diese jahrzehntelang unberührte Lichtung hinein. Ich hörte einen Eichelhäher rufen. Schmerz und Trauer überrollten mich angesichts dieser Zerstörung.

Ich drang tiefer in dieses lichte Waldstück ein und begriff, dass ich mich in einem uralten Obstgarten befand. Etwas abseits fanden sich verwilderte Stachel- und Johannisbeersträucher, die Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Reneclaudenbäume waren zu Beginn ihrer Zeit hier sorgfältig gepflegt worden. Jetzt waren sie knorrig, verwachsen und sehr alt – doch sie trugen nach wie vor reiche Frucht. Ich sah Baumpilze und Mosse und Flechten, ich hörte einen Buntspecht, sah eine Gruppe Goldammern auf der anderen Seite. Das noch immer dichte Blätterdach an den